Anfänge der Kunst.

Anthropologische Beiträge zur Geschichte des Ornaments.

Vortrag gehalten im Kunstgewerbe-Verein in München
den 28. Januar 1879

von

Professor Dr. **Johannes Ranke**
in München.

Berlin SW. 1879.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Aeußerlich geringfügig, unscheinbar, für das Verständniß der allgemeinen Kulturentwickelung der Menschheit aber hochbedeutsam ist das Material, welches den Gegenstand der folgenden Besprechungen bildet.

Das möchte ich vorausschicken: ich spreche nicht als Kunstkenner, sondern als Anthropologe — doch über Materien, in welchen sich Archäologie und Anthropologie direkt die Hand reichen. Wenn sich auch die moderne Anthropologie vorwiegend der Erforschung der körperlichen Eigenschaften des Menschen widmet, so hat sie doch nicht darauf verzichtet, auch die Grundlagen der geistigen Entwickelung der Menschheit, die Grundphänomene des gesellschaftlichen Lebens und zwar vor allem jene, welche sich in wirklichen Naturobjecten, wie Nahrungsmittel, Wohnung, Geräth, Waffen, Schmuck darstellen, in den Kreis ihrer Studien zu ziehen. Dadurch tritt die Anthropologie in directe Verbindung mit Kulturgeschichte und Archäologie. Aber während diese beiden Disciplinen gerade in der Darstellung der höchsten Blüthen des menschlichen Geistes ihre Hauptaufgabe suchen müssen, beschäftigt sich die Anthropologie mit den „Anfängen der Kultur und Kunst", wie wir dieselben theils bei den einem Naturzustande näher stehenden Völkern und Rassen noch heute beobachten, andererseits aus den Kulturresten reconstruiren können, welche uns die ältesten Bewohner unseres Continents hinterlassen haben. Namentlich aus der letzteren Reihe beabsichtige ich Ihnen heute Einiges vorzulegen.

Keineswegs selten sondern sehr zahlreich finden sich überall in Europa die Objecte der archäologisch-anthropologischen Forschung. Wir finden die Reste uralter Ansiedelungen und Verkehrswege, Cultusstätten und Befestigungen. Ein eigenartiger längstverschollener Ackerbau hat an vielen Orten seine Spuren als sogenannte „Hochäcker" dem Boden seit Jahrtausenden unvertilgbar aufgedrückt.

Nach Tausenden zählen auch in unseren Gegenden die uralten Begräbnißstätten in Hügeln und Gräberfeldern, wo nach altheidnischer Sitte neben den Leichnamen Waffen und Schmuck der Männer und Weiber mit den Urnen und den Geräthen des täglichen Gebrauchs niedergelegt wurden. Aus der Zusammenstellung all' der bis jetzt bekannt gewordenen Einzelfunde gelingt es schon, ein reichfarbiges Bild der Culturentwickelung der europäischen Vorzeit zu entwerfen.

Während in früherer Zeit namentlich die heidnischen Grabstätten als die wichtigsten Quellen der anthropologisch-archäologischen Forschung galten, eröffneten sich in neuerer und neuester Zeit Fundstellen, welche ein überraschend viel reicheres und weit vollständigeres Material lieferten. Ich meine die Ruinen jener alten Wohnplätze, welche aus dem Schlamm und Schutt der Jahrtausende wieder ausgegraben wurden, aus denen uns, ähnlich wie aus den wiedererschlossenen Aschenhügeln des Vesuv, der volle Reiz des täglichen Lebens aus grauer Vorzeit entgegenleuchtet.

Die conservirende Kraft der trockenen vulkanischen Asche, welche uns die Kunstschätze von Herkulanum und Pompeji so wunderbar frisch erhalten hat, wird in unseren Fundstellen ersetzt durch die die Fäulniß und Oxydation hindernde Wirkung torfähnlichen Schlammes und wirklichen Torfes in Seen und Moorstrecken. In den Höhlen unserer Kalkgebirge findet sich nicht selten eine die zerstörenden Einwirkungen der Atmosphäre abhaltende Schutzdecke von Tropfstein oder Tuffstein über die

Reste alter Wohnplätze gebreitet. Während auf dem flachen Lande die Spuren der alten Wohnstätten, ihrem meist vergänglichen Materiale: Holz und Lehm, entsprechend, fast vollkommen verschwunden sind, finden wir an den genannten schützenden Orten ihre Reste oft noch in einem geradezu staunenerweckenden Erhaltungszustande.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, Ihnen im Einzelnen die Geschichte der Funde vorzuführen, denen wir den neuen Aufschwung der anthropologisch-archäologischen Forschung verdanken. Sie erinnern sich noch Alle daran, wie lebhaft das allgemeine Interesse erweckt wurde, durch die erste Auffindung der Ruinen jener merkwürdigen in die Seen hineingebauten vorgeschichtlichen Wohnstätten, der Pfahlbauten und der ihnen ähnlichen Ansiedelungen, welche namentlich in die Museen der Schweiz reiche Schätze kulturgeschichtlichen Materials lieferten.

Haben schon die Pfahlbaufunde uns einen Einblick in eine aufsteigende Culturentwickelung in grauer Vorzeit eröffnet, so sind doch vom anthropologischen Standpunkte aus die Funde alter Wohnplätze in den Höhlen noch bedeutsamer, da wir den letzteren ein noch viel höheres Alter als den Phalbauten zusprechen müssen.

Während wir in den Pfahlbauten, auch in jenen, deren Bewohner nur Waffen und Geräthe aus Stein, Knochen und Horn benützten, deutliche Beweise eines alten Ackerbaus finden: die Getreidekörner (Gerste) und die flachen Handmühlsteine, um ein rohes Mehl zu bereiten, ja die verkohlten Reste des daraus gebackenen, dem westphälischen Pumpernickel ähnelnden Pfahlbauernbrodes selbst; während in jener Periode der Leinbau sehr verbreitet war, wie uns die in Masse gefundenen Samen, die Spinnwirtel und Spindeln, die Webegewichte ꝛc., dann Faden, Stricke, Netze und die Gewebe verschiedener Art und Technik beweisen; während uns im Allgemeinen aus den Resten der Pfahlbauten schon eine gewisse höhere Culturentwickelung entgegentritt,

aus mannigfachen Geräthen und Töpfereiresten, aus den Knochen der zahlreichen geschlachteten Hausthiere — deuten die Reste der ältesten Bewohnung durch den Menschen in den Höhlen auf viel unentwickeltere Lebensverhältnisse. Wir haben hier die Ueberbleibsel eines von Jagd und Fischfang lebenden Volkes vor uns, welchem der Ackerbau und die Viehzucht unbekannt waren, und bei denen sich die Kunst, Geschirre aus plastischer Erde zu formen und zu brennen, keineswegs schon als ein allgemeines Bedürfniß entwickelt hatte. In einigen der Höhlen, und zwar gerade in jenen, welche sonst die auffälligsten Funde geliefert haben, sollten sich nach dem freilich noch bestrittenen Zeugniß der Entdecker keine Topfscherben unter den übrigen Zeugen einer alten Bewohnung gefunden haben. Wenn sich dieser negative Befund bei sorgfältiger Beachtung neuer Ausgrabungen bestätigen sollte, so steht ihm doch schon jetzt der positive Nachweis gegenüber, welcher von den vorurtheilsfreiesten Geologen und Anthropologen, ich nenne nur den Namen O. Fraas, geführt wurde, und welche unter den ältesten Resten in den einstmals bewohnten Höhlen auch Geschirrtrümmer von gebranntem Thon aufgefunden haben. Auch in der von Herrn Zittel in Gemeinschaft mit O. Fraas ausgebeuteten Räuberhöhle bei Regensburg, in den Höhlen der fränkischen Schweiz, deren Ausgrabungsergebnisse ich mit aller Sorgfalt untersuchen konnte, sind aus ältester Zeit Topfscherben mit aller Bestimmtheit nachgewiesen.

Doch ergeben auch unsere für die Töpferei in jenen alten Tagen bejahenden Funde, daß wir hier an der Grenze der Erfindung der keramischen Kunst stehen.

Keineswegs schließen die Anthropologen schon deßhalb auf das höhere Alter der Höhlenbewohnung gegenüber den Pfahlbauten, weil in ersteren sich unentwickeltere, rohere Culturverhältnisse zeigen; die Wissenschaft hat dafür vollkommen positive Beweise.

Unter den zahlreichen Thierknochen, welche aus den Fund-

schichten der Pfahlbauten gehoben wurden, finden sich nur die Reste von Thieren, welche entweder noch jetzt in den betreffenden Gegenden leben, oder noch zu historischer Zeit dort gelebt haben. Anders verhält es sich mit den Knochenresten in denjenigen Höhlen welche in ältester Zeit vom Menschen bewohnt wurden.

Neben den Knochen von Reh, Hirsch, Wildschwein 2c. finden sich solche von Thieren, welche bei dem heutigen Stand des Klimas an den Fundorten nicht mehr sich zu halten vermögen. Am berühmtesten ist unter diesen Thieren das Renthier, welches, wie die zahlreichen Reste, die es hinterlassen, beweisen, einst nicht nur in unseren Gegenden und in der Schweiz, sondern auch im südlichen Frankreich herdenweise gelebt hat und eine Hauptjagdbeute der alten Höhlenbewohner ausmachte. Seine Knochen, namentlich sein Geweih wurden mit besonderer Vorliebe von den Höhlenbewohnern zu Geräthen, Waffen und Werkzeugen verarbeitet. In der Pfahlbauzeit sehen wir dagegen namentlich den Edelhirsch, seine Knochen und sein Geweih an die Stelle des Renthiers getreten.

Die alten Renthierjäger lebten sonach in Zeiten, in welchen sich das Klima durch einen hochnordischen Charakter noch wesentlich nicht nur von dem heutigen, sondern auch von dem aus den ältesten Ueberlieferungen für unsere Gegenden historisch bekannten klimatischen Verhältnissen unterschied.

Jedenfalls, wenn wir auch keinen Anhaltspunkt haben, um die seitdem vergangenen Jahrhunderte zu zählen, reicht die Bewohnung der Höhlen, reichen die Funde einer aus ihrem Boden gehobenen primitiven Cultur in graue Zeitfernen zurück und geben uns Gelegenheit die Culturentwickelung unserer Vorfahren gleichsam an ihrer Wiege zu belauschen.

Wie unentwickelt müssen wir uns das Leben der alten Renthierjäger denken, wenn ihnen wirklich gelegentlich sogar zu der primitivsten Verfeinerung des Mahles die erste Vorbedingung:

der Kochtopf fehlte? Aber hier tritt uns eines der auffallendsten Probleme der Kulturforschung entgegen.

Neben den Waffen und Geräthen, namentlich aus geschlagenem Feuerstein gefertigt, welche wir den ältesten Fundschichten der Höhlen entnehmen, finden wir auch zahlreiche Stücke von bearbeiteten Knochen und Geweih, namentlich, wie ich schon erwähnte, vom Renthier. Aus diesem festen Materiale wurden Dolche und Messergriffe, Pfriemen und Nadeln, Schabinstrumente, Pfeile und Harpunenspitzen u. A. geschnitzt, welche in Form und Technik den von Eskimo's vor dem Verkehr mit civilisirten Nationen allgemein, aber auch noch heute, gebrauchten Waffen und Geräthen in auffälliger Weise ähnlich sehen.

Unter den Stücken des bearbeiteten Renthiergeweihs finden sich im Höhlenschutte nun aber auch jene wahren Kunstobjecte, welche in neuester Zeit unter den Anthropologen so großes Aufsehen gemacht haben. Es sind in Renthiergeweihstücke eingeritzte zum Theil wirklich lebensvolle Zeichnungen, meist Thiere aber auch Menschen darstellend, oder aus Renthiergeweihstücken geschnitzte Thiernachbildungen.

Diese Darstellungen sind Zeugen einer gewissen Entwickelung des Kunstsinns, einer Freude am Naturschönen, welche sich bis zu einer ihren Zweck in sich selbst tragenden Nachbildung desselben erheben.

An der Anfangsgrenze der europäischen Kultur sehen wir hier Leistungen auftreten, welche sich in gewisser Beziehung, wenigstens in der Fähigkeit objectiver Naturnachbildung, der Technik einer späteren weit höher entwickelten Periode überlegen zeigt, aus welcher uns die prachtvollen Waffen aus Bronze, Schmuck aus Bronze und Gold 2c. erhalten sind, deren Ornamentirung fast ausschließlich aus Linienkompositionen geometrischer Art besteht.

Die ersten Höhlen-Funde dieser Art wurden von den bekannten anthropologischen Forschern Christy und Lartet im süd-

lichen Frankreich, in der Dordogne gemacht. In die Kalkgebirge jener malerisch schönen Gegend haben sich die Ströme tiefe Thäler mit senkrecht gegen üppige Wiesenflächen abfallende Felswände eingerissen, in welchen sich zahlreiche größere und kleinere Höhlen, Grotten und Felsnischen vorfinden. Alle diese natürlichen Schutzörter waren, wie die Funde erweisen, in sehr alter Zeit von Menschen bewohnt. Dem conservativen Sinne der Menschheit entspricht es, daß bis in die heutigen Tage herein in jener Gegend die Benützung natürlicher und künstlicher Felsenhöhlen Gebrauch geblieben ist. Ganze Felsenwände sieht man dort mit Fenster und Thüröffnungen bedeckt, welche in künstlich ausgehauene, manchmal stockwerkartig über einanderliegende Kammern und größere Räume führen. Diese künstlichen Felswohnungen dienten in früheren unruhigen Zeiten der umliegenden Bevölkerung als geschützte Zufluchtsstätten in Feindesgefahr und werden theilweise noch heutigen Tages namentlich als Vorrathsräume benützt. In neuester Zeit wurden durch Herrn Lehrer Merk in der Gegend des Bodensees zwischen Constanz und Schaffhausen in einer Höhle, dem Kesslerloch bei Tayingen, schon auf schweizerischem Boden, ähnliche Funde gemacht. Das Kesslerloch ist eine nur wenig tiefe von natürlichen Pfeilern gestützte Felsengrotte, ähnlich jenen kleinen Höhlen, welche in der Dordogne die reichste Ausbeute geliefert haben. Auch hier finden wir noch in der Nähe zahlreiche künstliche Felswohnungen in die senkrecht gegen den See abfallenden Sandsteinwände (bei Ueberlingen) eingearbeitet, welche das Volk als „Heidenlöcher" benennt. —

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zunächst die wichtigsten Objecte, welche von dieser frühreifen Kunstentwickelung der europäischen Urvölker Zeugniß geben, in aller Kürze skizzire.

Aus den Höhlen der Dordogne besitzen wir Zeichnungen von Fischen in ein cylindrisches Stück Renthiergeweih gravirt. Auf dem Schaufelstück eines Renthierhorns zeigt sich die einge-

tiefte Zeichnung von Kopf und Brust eines Steinbock ähnlichen Thieres. Auf einem anderen Geweihstück sehen wir eine Gruppe von Renthieren. Am beachtenswerthesten, da sie mit einigen der in Mykenä von Schliemann gefundenen Aehnlichkeit zeigt erscheint mir eine Gruppe, welche aus zwei Pferdeköpfen und einer nackten menschlichen Figur besteht neben einem fast schlangenartig sich niederbeugenden Baum; offenbar ist nach der Richtung der durch Striche angegebenen Aeste eine Fichte oder Tanne gemeint. Der Baum ist der Raumbeschränkung wegen in dieser sonderbaren Lage dargestellt. An ihn schließt sich ein System senkrechter und horizontaler Striche an, welche eine Art von Flechtwerk etwa eine Hürde darzustellen scheinen.

Außer diesen und einigen anderen in ihrer Aechtheit aber weniger sicher verbürgten Gravirungen fand sich auch ein wahres plastisches Werk aus Rengeweih geschnitten. Es ist ein Dolchgriff, ein hirschähnliches Thier darstellend. Mit staunenerweckender Geschicklichkeit und Geschmack hat es der alte Künstler verstanden, die Stellung des Thieres dem beschränkten Raume anzupassen. Stylisirt und doch lebensvoll beugt das Thier das Geweih auf den Hals zurück; während die Vorderläufe unter die Brust gezogen sind, strecken sich die Hinterbeine der knöchernen Klinge entlang. Wenn auch ziemlich roh in der Ausführung könnte dieses merkwürdige Stück noch heute einem modernen Künstler als Modell dienen.

Nicht weniger reich waren die Funde im Kesslerloch.

Unter den auf Renthiergeweih eingravirten Tayinger-Zeichnungen ist am berühmtesten das weidende Renthier, dessen Naturwahrheit und sichere Strichführung kaum von einer der Dordogner Zeichnungen erreicht wird. Es ist das um so mehr zu bewundern, weil das Material, auf welchem sich die Zeichnung findet, hart, das zur Einritzung dienende Instrument, wahrscheinlich ein spitzer Feuerstein, roh und ungefüge erscheint. Daß es trotzdem möglich ist, derartige Gravirungen in festen Knochen mit

einem Steininstrument herzustellen, hat aber Herr Gundaker Graf Wurmbrand bewiesen, welcher vor unseren Augen mit einem im Kesslerloch gefundenen Feuersteinsplitter auf frischen Knochen ein wohlgelungenes Abbild dieses grasenden Renthiers in relativ kurzer Zeit herstellen konnte. Auf zwei anderen Renthierstangen, welche, wie die erstere, Griffe von größeren Instrumenten gewesen zu sein scheinen, zeigen sich Zeichnungen von Pferden, von denen namentlich der vorgestreckte Kopf des einen Naturbeobachtung bekundet.

Eine andere, rohere Zeichnung eines Pferde- oder Renthierkopfes finden wir auf dem Griff eines Dolches aus Rengeweih. Auch die rohe Umrißzeichnung eines springenden Hirsches will ich noch erwähnen.

In dem Kesslerloch haben sich zwei eigentliche Schnitzereien aus Renthierhorn gefunden. Das eine das Stück eines Handgriffs einen Stierkopf darstellend, ist das berühmte Object, welches als Kopf des Moschusochsen bezeichnet zu werden pflegt. Auf den Moschusochsen, der wie das Renthier heute nur noch im höchsten Norden lebt, während sein früheres Vorkommen im Rheinthal auf das Sicherste constatirt erscheint, hat man bei der fraglichen Sculptur darum gerathen, weil bei dem Moschusochsen wie auf dieser Darstellung die Hörner lockenartig an dem Schädel herabgebogen sind. Die Hörner richten bei dem Moschusochsen zuerst ihre Concavität nach vorne, wenden sich aber schließlich mit ihrer Spitze wieder nach hinten. Diese charakteristische letzte Rückwärtsbiegung der Hörner würde der alte Künstler, dem es so sehr um Naturwahrheit zu thun war, daß er sogar die Haare des Fells darzustellen suchte, gewiß nicht vergessen haben, wenn er wirklich einen Moschusochsen hätte bilden wollen. Mir scheint als genügender Grund für die Abwärtsbiegung der Hörner die nothwendige Anpassung an die Form des gewählten Geweihstückes und dann der Zweck, einen handlichen Griff zu bilden, an welchem vorstehende spitze Theile der Zerbrechlichkeit und der

Unbequemlichkeit wegen zu vermeiden waren. Ich kann in dem primitiven Kunstwerke nur eine freistylisirte Nachbildung eines Stierkopfes erkennen, weniger formgeschickt aber im Princip der Nachbildung des Hirsches mit dem zurückgelegten Geweih aus der Dordogne verwandt.

Eine zweite Schnitzerei, welche wohl auch einst das Griffende eines Messers zierte, zeigt eine merkwürdige Doppeldarstellung. Von der einen Seite erkennen wir ein wohlausgeführtes, ziemlich langgestrecktes Pferdeköpfchen; von der anderen Seite erscheint das Köpfchen eines Hasen mit langen ebenfalls wie die Hörner des Stierkopfs, um das Abbrechen zu vermeiden, zur Seite gelegten Ohren.

Das sind die wichtigsten jener vielbesprochenen Beweise der ältesten Kunstentwickelung der europäischen Urmenschen.

Wir können ihnen einen relativ hochentwickelten Sinn für Naturbeobachtung nicht absprechen; wir müssen sie, wenn auch als primitive, doch als wahre Kunstwerke gelten lassen.

Man glaubte wohl anfänglich, die ganze Frage nach dem Wesen dieser nicht recht in das System passenden Funde dadurch aus der Welt schaffen zu können, daß man die Echtheit der Fundgegenstände leugnete. Es ist richtig, daß, nachdem diese wichtigen Funde gemacht waren, in bedauerlicher Weise auch gefälschte Nachahmungen producirt und verkauft wurden, und ich rechne es unter die wesentlichen Verdienste unseres L. Lindenschmit, für zwei nachträglich producirte Objecte den Nachweis der Fälschung geführt zu haben. Nach eigener, gewissenhafter Prüfung der Gegenstände selbst hat sich aber meine Meinung dahin festgestellt, daß wenigstens die eben besprochenen Kunstwerke keine Fälschungen sind, sondern als reale Objecte betrachtet werden müssen, mit welchen wir bei der Reconstruction der alten Cultur Europa's stets werden zu rechnen haben. Ich vermag auch in der Anerkennung der Echtheit dieser Zeichnungen und Schnitzereien keine principielle Schwierigkeit zu erkennen.

Die Darstellungen sind doch meist, — was auch manche Gelehrten darüber in dem ersten Erstaunen über die unerwarteten Ergebnisse der Ausgrabung Ueberschwengliches gesagt haben mögen — recht naiv und erheben sich wenig oder nicht über die bekannten Abbildungen von Naturobjecten, wie sie wilde Völker in allen Theilen der Erde machen oder gemacht haben. Wir sehen bei den uncivilisirten Rassen ebenso wie bei unseren Kindern, daß das Verständniß für Nachahmung von Naturobjecten dem Verständniß für Linienornamentik in geometrischen und phantastischen Mustern vorausgeht oder sich wenigstens schon gleichzeitig mit dem letzteren entwickelt.

Aus den zahlreichen Beweisen, welche uns die Ethnographie liefert, daß uncivilisirte Völker, auch ohne Kenntniß der Metalle, einen relativ hoch entwickelten Kunstsinn zeigen können, greife ich als Beispiel die Kunst der Eskimos heraus. Die Eskimo leben unter ähnlichen äußeren Lebensbedingungen wie die alten Höhlenjäger Europa's in einem kalten Klima vorwiegend von Fischfang und der Jagd des Renthiers, und sie verstehen es wie jene, Zeichnungen in Knochen und Treibholztäfelchen, sowie Schnitzereien in Bein und Horn auszuführen. Sir John Lubbock veröffentlichte eine Anzahl von Eskimo-Zeichnungen (Gravirungen) auf Knochen, welche Scenen aus der Jagd und dem Fischfange, das Stillleben im Hause, Spiele der Kinder u. A. m. darstellen. Herr Professor Ecker zeigte bei dem deutschen Anthropologen-Congreß zu Constanz Eskimo-Zeichnungen auf Treibholztäfelchen gravirt, welche etwa dieselben Gegenstände behandeln. Namentlich charakteristisch sind die Darstellungen von Fischen und vom Eisbären. Auf den Lubbock'schen Abbildungen sind die Renthiere besser gelungen; eines derselben entspricht in Ausführung und Stellung des Körpers und der Beine auffallend jenem aus der Thayinger Höhle.

Die Schnitzereien aus Knochen stellen bei den Eskimos wie bei den europäischen Urmenschen die häufigsten Jagdthiere

dar, also dort den Seehund, den Eisbären. Auch Menschen finden sich gelegentlich auf diese Weise dargestellt. Sehr charakteristisch scheint es mir für eine primitive Geschmacksrichtung, daß sich unter den Eskimoschnitzereien auch solche Doppeldarstellungen finden wie das Thayinger Pferde-Hasenköpfchen: Eisbär und Seehund, zwei zusammenhängende Menschenbüsten.

Bei den Eskimos ist ebenso wenig, als wir das von unseren ältesten Vorfahren voraussetzen dürfen, die Freude an der Kunst getragen von einer allgemeinen Verfeinerung des Lebens. Kane, der vielfach Gelegenheit hatte, dieses Volk zu beobachten, liefert das Verzeichniß des Inventars einer von ihm besichtigten Eskimo-Hütte.

„Eine Schale aus Seehundsfell, zum Sammeln und Aufbewahren des Wassers; das Schulterblatt eines Walrosses, welches als Lampe diente, ein flacher Stein, um dieselbe zu stützen; ein zweiter, großer, dünner, platter Stein, um den schmelzenden Schnee darauf zu legen; eine Lanzenspitze mit einem langen Bande aus Walroßschnur; ein Kleidergehänge und die Kleidungsstücke der Leute selbst umfassen die gesammten irdischen Güter dieser armen Familie." Aber trotz dieser Armuth fehlt ihnen auch nicht im Allgemeinen ein Sinn für Verschönerung des Lebens. Ihre Lust an Körperkraft und Gewandtheit beweisendem Spiel, an Einzel- und Chorgesang, an Trommelmusik und Tanz spricht für die lebhafte, sinnliche Empfindung dieses Volkes, welche der starrende Norden nicht zu bezwingen vermochte. Parry's Schilderung eines Abends in einer Eskimohütte beweist uns, daß mit aller Beschränkung des uns am nöthigsten erscheinenden Lebenscomforts sich doch eine gewisse Höhe des Lebensgenusses und der Lebensfreude, die Grundbedingung jeder Kunstentwickelung, verbinden kann.

Er erzählt: Wir hatten nur einige Male Gelegenheit, ihre (der Eskimo) Gastfreundschaft auf die Probe zu stellen, und hatten dabei allen Grund, zufrieden zu sein. Die besten Speisen und die beste Wohnstätte, die sie hatten, standen uns zu Diensten, und

die Art ihrer Aufmerksamkeit äußerte sich in einer Weise, wie sie Gastfreundschaft und eine gute Erziehung vorzuschreiben pflegen. Wir werden die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der uns die Frauen anboten, uns unsere Kleider auszubessern und zu trocknen, unsere Vorräthe zu kochen und uns Schnee zum Trinken zu schmelzen, nicht so leicht vergessen, und sprechen ihnen daher unsere Bewunderung und Achtung unverhohlen aus. Als ihr Gast verlebte ich nicht nur einen behaglichen, sondern auch einen genußreichen Abend. Denn als die Frauen arbeiteten und sangen, die Männer schweigend ihre Angelschnüre ausbesserten, die Kinder vor der Thür spielten und der Topf über der Flamme einer hellleuchtenden Lampe brodelte, vergaß man eine Zeit lang, daß dies Bild eines häuslich glücklichen Stilllebens in einer Eskimohütte vor sich ging."

Eine ähnliche Gemüthlichkeit, ein ähnlich hoch entwickelter Sinn für die kleinen Lebensfreuden mag wohl auch in den ärmlichen Höhlenwohnungen unserer Vorältern geherrscht haben, in denen sich, wie in den Eskimohütten, auf dieser Grundlage der Sinn für das Naturschöne und die Fähigkeit, dasselbe nachzuahmen, entwickeln konnte.

Die Lust, sich zu schmücken, die Freude an leuchtenden Farben, rücken zahlreiche Funde in diese alten Zeiten zurück. Man hat glänzende Zähne größerer und kleinerer Thiere an den Enden künstlich durchbohrt gefunden, um als Schmuck theilweise wie Perlen zu Halsketten vereinigt, getragen zu werden, dann Röthel, der wohl zur Bemalung der Haut diente und gar nicht selten schön gefärbte Krystalle, namentlich von Flußspath, bei welchen die künstliche Durchbohrung lehrt, daß sie als geschätzter Schmuckgegenstand gedient haben müssen. Eine gewisse Kenntniß in den Bekleidungskünsten, können wir unseren Höhlenmenschen nicht absprechen. Das beweisen die zahlreich gefundenen Knochennadeln mit Oehr, welche den von den Eskimos zur Herstellung ihrer Kleider benützten Nadeln vollkommen gleichen.

II.

An den vorhin geschilderten Höhlenkunstwerken aus der Schweiz und Südfrankreich fällt besonders ihr unvermittelter Stand auf mitten zwischen den Resten einer in höchster Beschränkung lebenden Jägerbevölkerung. Die Höhlenkunst erscheint auf den ersten Blick ohne Zusammenhang und Begründung in vorausgehenden Kunstübungen fertig aus dem Menschengeist, hervorgebrochen, wie die gewappnete Pallas aus dem Haupte des Göttervaters. Oder sollte es uns doch gelingen, noch die Spuren einer früheren oder gleichzeitigen Kunstübung, die Anzeigen einer Stufenleiter in der ursprünglichen Kunstentwickelung der Höhlenbewohner nachzuweisen?

Meiner Meinung nach ist das der Fall und zwar sind es die textile und die keramische Kunst, welche die ersten Grundformen und Principien der Ornamentirung und künstlerischen Ausschmückung lieferten.

Zunächst muß festgestellt werden, daß keineswegs die Gravirungen und die, Naturobjekte darstellenden, Schnitzereien den einzigen Nachweis eines relativ ausgebildeten Kunstgeschmacks unserer Höhlenbewohner erbringen. Man hat in Südfrankreich ebenso wie in der Thayinger Höhle Waffen und Werkzeuge aus Stein, Knochen und Horn gefunden, welche nicht nur in ihrer äußeren Formgestaltung sondern durch wahre Ornamente, lediglich zum Schmuck angebracht, Zeugniß von primitiven Kunstbestrebungen ablegen.

Namentlich die Funde des Kesslerlochs und der benachbarten Freudenthaler-Höhle, welche selbst keine Thiernachbildungen geliefert hat, habe ich einem genaueren Studium unterworfen und es scheint mir aus der Betrachtung der dort gefundenen Objecte

mit aller Sicherheit ein Zusammenhang mit längst geübter Kunsttechnik hervorzugehen.

Merkwürdiger Weise haben sich, was ein Beweis ihrer wenn das Wort erlaubt ist, Gleichzeitigkeit ist, in der Thayinger- und in der Freudenthaler-Höhle je ein eigenthümliches Falzbein-ähnliches Instrument gefunden mit vollkommen gleicher Ornamentirung. Diese Geweihstücke sind mit einem ziemlich rohen Messer geschnitzt und geglättet, man erkennt noch deutlich die zufälligen Einrisse, welche durch Scharten des Schnitz-Instruments auf der sonst geglätteten Fläche hervorgebracht wurden. Zur Längenaxe des Instruments sind — zwei am Rande, eine in der Mitte — Parallelvertiefungen in den Knochen eingeschabt, durch welche zunächst zwei, — einige Linien breite — Parallelleisten gebildet wurden; indem man nun weiter in schiefer Richtung Parallelfurchen in symmetrischem Abstand in diese hervorspringenden Leisten einritzte, entstand ein erhabenes aus kleinen Rauten gebildetes an ein einfaches Flechtwerk erinnerndes Ornament, dem ein gewisser Geschmack nicht abgesprochen werden kann. An höher entwickelte, aus der textilen Kunst entnommene Ornament-Motive erinnern die schief oder senkrecht zur Längenaxe verlaufenden Parallellinien an einer aus Renhorn gearbeiteten Speerspitze und an einigen anderen griffartigen Instrumenten. Ein Schabmeisel aus Rengeweih zeigt in einer rinnenartigen Vertiefung ein „Strickornament," und die Spitze eines Hornpfriemens ist im Ganzen in der Gestalt eines zusammengedrehten Strickes modellirt. Daß wir es hier wirklich mit absitlich gewählten, der textilen Technik entnommenen Ornamenten zu thun haben, beweist am sichersten eine größere Harpune ebenfalls aus Renthiergeweih geschnitzt. Ihre etwas zerbrechlich erscheinenden Widerhaken sind, gleichsam um ihnen für das Ansehen mehr Widerstandsfähigkeit und Halt zu geben, durch ein regelmäßiges Bandornament an den Schaft, mit dem sie in Wahrheit aus einem Stücke gefertigt sind, gebunden.[1])

Außerordentlich klar treten uns die Grundprincipien der Ornamentirung aus der Untersuchung der ältesten keramischen Reste aus der Renthierzeit entgegen. Aus den Ornamenten der Renthiergeweihstücke und der daraus gefertigten Instrumente erkannten wir so eben mit unabhängiger Gewißheit, daß Motive der textilen Technik als Ornamente, lediglich zum Schmuck, einem Schönheitsbedürfniß entsprechend, bei den Höhlenbewohnern Verwendung fanden. Es entspricht das vollkommen den geistvollen Auseinandersetzungen Semper's[2]) über die Geschichte und die Entstehung des Ornaments. Bekanntlich leitet Semper auch viele der Ornamente der Keramik wie der Metalltechnik und Baukunst aus derselben Quelle ab. Aber der Zusammenhang zunächst des keramischen und textilen Ornaments ist keineswegs, wie Semper anzunehmen scheint, ein rein idealer, meist so entstanden, daß man die als geschmackvoll und schön empfundenen Liniencompositionen der Flechtwerke und Gespinnste auf die durch andere Technik hergestellten Gegenstände, um ihnen eine künstlerische Gestaltung zu geben, übertrug. Zwischen textiler Kunst und Keramik besteht ein vollkommen direkter Zusammenhang.

Für die Keramik beweisen das gerade jene rohesten Scherben und Trümmer, welche frühere Forscher wohl oft als werthlos bei Seite zu werfen pflegten.

Die Töpfe und Geschirre, welche wir in den ältesten, menschliche Kulturreste führenden Schichten der Höhlen finden, sind zum Theil roh, schwer, zweifelsohne nicht mit Verwendung der Drehscheibe gemacht. Dann finden wir andere in Gestaltung und Behandlung des Thons viel vollkommenere Gefäße, welche zum Theil an gräco-italische Formen anklingen. Namentlich an letzteren finden wir häufig Ornamentirung mit einem spitzen Instrument in die plastische Masse eingeritzt oder mit einem andern ausgestochen oder eingedrückt.

Betrachten wir uns zunächst die Ornamente der ältesten Töpfereigegenstände, welche aus der Zusammenstellung gerader

Linien entstehen. Wir sehen da enger oder weiter gestellte Parallel-Linien über den Gefäßbauch senkrecht nach abwärts oder denselben (seltener) horizontal umkreisend hinlaufen. Dann finden wir diese beiden Liniensysteme mit einander combinirt entweder in der Art, daß das senkrecht nach abwärts laufende Liniensystem von Horinzontallinien ebenfalls unter einander parallel aber in ziemlich weitem Abstand senkrecht durchschnitten wird. Haben wir hierin schon den einfachen Typus eines Flechtwerks ausgesprochen, so erscheint derselbe noch deutlicher und origineller, wenn die beiden Liniensysteme des Ornaments sich schiefwinklig durchkreuzen. Dieses uralte, sich stets wiederholende Ornament der Geschirre umflicht gleichsam das zerbrechliche Gefäß mit einer idealen schützenden, textiler Kunst entstammenden Hülle, welche ihm für den Anblick eine gewisse gesteigerte Festigkeit ertheilet, ähnlich wie jenes einfache Bandornament auf der in der Thayinger Höhle gefundenen aus Renthierhorn geschnitzten Harpunenspitze, wo die gebrechlich erscheinenden Widerhaken durch das Ornament an den Schaft der Spitze festgebunden scheinen. Aber dieser Zusammenhang des Ornaments mit dem durch dasselbe geschmückten Gegenstande ist in beiden Fällen zunächst kein aus reinem Schönheitsbedürfniß hervorgehender, idealer.

Unter diesen rohesten, aus einer Thonmasse, in welche kleine Quarzstückchen ziemlich regelmäßig eingeknetet sind, hergestellten alterthümlichen Gefäßresten aus den von mir untersuchten Höhlenfunden aus der fränkischen Schweiz (Oberfranken, Bayern) zeigt eine große Anzahl eigenthümliche Linienornamente, welche an jene ebenerwähnten künstlich mit griffelförmigen Instrumenten eingetieften Zeichnungen auf feiner gearbeiteten Geschirren erinnern. Sie bestehen aus meist ziemlich schmalen, seichten Furchen, welche entweder in einfacher Linienrichtung annähernd parallel senkrecht oder (seltener) horizontal oder indem sie sich im rechten Winkel oder schiefwinklig durchkreuzen, um den Gefäßbauch laufen. Diese Geschirre sind sämmtlich ohne Verwendung der Töpferscheibe her-

gestellt, von bedeutender aber unregelmäßiger Wanddicke innen durch das Brennen im Rauchfeuer („Schmauchen") tiefschwarz gefärbt, dagegen außen auffallender Weise von der rothen Farbe des gebrannten Thones. Diese schmäleren oder breiteren Streifen und Eintiefungen auf der äußeren Oberfläche der Geschirre lassen keinen Zweifel darüber, daß sie durch Eindrücke von Gräsern oder Binsen entstanden seien. Sie bilden den Abdruck eines engen Flechtwerks aus Gras oder Binsen. Die Flechtrichtungen sind theils senkrecht, theils horizontal, so daß sich die Grasabdrücke senkrecht kreuzen, theils schieben sie sich schiefwinklig in einander. Der ganze Abdruck des Geflechts, die Abdrücke der Gräser, der Binsen, des Schilfs sind vielfach so vollkommen deutlich und scharf erhalten, daß man die einzelnen Rippen und Nerven der Grasblätter noch zu zählen vermag. An einigen Scherben ist überdies der Verlauf dieser Eindrücke so regelmäßig, daß man letztere von den künstlich eingetieften Linien- oder Strichornamenten auf den feineren, mit der Drehscheibe gefertigten Gefäßen kaum zu unterscheiden vermag.

So läßt sich denn aus diesen Eindrücken mit aller Sicherheit die alte Fabrikationsweise der Geschirre nachweisen. Ich finde, daß sie in der Weise hergestellt wurden, daß ein meist aus Gras oder Binsen dicht geflochtenes Geschirrmodell innen mit plastischem Thon ausgekleidet und die innere Fläche des so hergestellten Gefäßes dann geglättet wurde. Das Geschirr trocknete in dieser Flechthülle und behielt, nach dem leichten Brennen, welches im offenen Rauchfeuer geschah, nicht nur im Allgemeinen die Form des Flechtmodells bei, sondern zeigte nun auch, nachdem seine leichte Hülle zu Asche verwandelt war, auf der vor dem Rauch des Feuers geschützt gewesenen und daher rothen Außenseite den Abdruck des Geflechts, feiner, wenn man Gras dazu verwendet hatte, gröber und breiter, wenn das Topfmodell aus Binsen oder Schilf, oder, was für einige von

mir untersuchte große Geschirre zuzutreffen scheint, aus feinen Holzspänen zusammengeflochten oder gebunden war.

Dieselbe Methode der Herstellung grober Töpfereewaare zeigt sich weit verbreitet.

Außer in den Höhlen in Oberfranken fand ich die gleichen Abdrücke einer Flechtform auf zahlreichen Geschirrtrümmern, welche von Herrn Clessin aus der Höhle bei Breitenwien in der bayrischen Oberpfalz ausgegraben wurden.[3]) Vorzüglich ausgeprägt zeigen sich dieselben Flechtornamente auf Topfscherben aus einer prähistorischen Ansiedelung der jüngeren Steinzeit (vorwiegend geschliffene Steinwaffen und Hirschhorninstrumente) bei Magyarad in Ungarn, welche ich der Güte des Herrn K. Bibliothek-sekretär A. Hartmann in München verdanke.

Höchst wahrscheinlich wurden dabei noch andere vielleicht von der Natur direkt gegebene verbrennliche Topfformen in gleicher Weise wie die Flechtformen benützt. Einige Trümmer großer Geschirre dieser Art, welche sonst genau das gleiche Verhalten wie die in Flechtformen gebrannten zeigen — ihre Außenfläche ist ebenfalls roth die Innenfläche dagegen vom Rauchfeuer des Brandes geschwärzt — sind nämlich äußerlich mit ganz unregelmäßigen Rauhigkeiten besetzt, zwischen welchen sich hier und da einzelne Abdrücke von Binsen oder Gräsern nachweisen lassen. Die aus irgend einer organischen Substanz bestehende Form, in welcher diese Geschirre hergestellt wurden, muß daher auf ihrer Innenfläche rauh und uneben also wohl kaum eine wahre Flechtform gewesen sein.

Nicht nur in Europa auch in anderen Welttheilen ist die gleiche Methode der Topffabrikation und damit die gleiche Entstehung des ältesten, ursprünglichsten, stylgerechten Topfornaments, welches in allen Weltgenenden eine auffallende Aehnlichkeit zeigt, nachgewiesen.

Das, was Sir John Lubbock in seinem berühmten Werke: die vorgeschichtliche Zeit[4]) über die primitive Geschirrfabrikation

bei jetzigen Wilden berichtet, erinnert zum Theil an unsere Beobachtungen, zum Theil deutet es auch noch andere Wege der Erfindung der Töpferei an: „Capitain Cook sah in Unalaschka, wo die Töpferkunst nicht bekannt war, Gefäße aus einem flachen Stein mit thönernen Seitenwänden, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Auflaufform hatten". Lubbock bemerkt dazu: „Wir erhalten hierdurch vielleicht einen Begriff von den ersten Anfängen der Töpferei. Hatte man erst den Rand des steinernen Gefäßes aus Thon hergestellt, so lag der Gedanke nahe, daß auch der Boden aus demselben Stoff gemacht und der Stein auf diese Weise durch ein zweckmäßigeres Material ersetzt werden könne." Auch bei unseren Gefäßen wurde, wie wir nachher sehen werden, der Hals und Rand des Gefäßes in ähnlicher Weise aus freier Hand geformt. Noch mehr nähern sich aber unserem alterthümlichen Verfahren der Töpferei die folgenden:

„Die Eingeborenen am unteren Murray kochen ihr Essen in einer Erdvertiefung, die sie mit Thon bekleiden; auch überziehen sie zu anderen Zwecken wohl Kürbisschalen und hölzerne Gefäße mit Thon, damit dieselben die Hitze zu ertragen vermögen. Es werden uns auf diese Weise, schließt Lubbock, drei Wege angedeutet, welche die Erfindung der Töpferei herbeigeführt haben können."

Vollkommen mit unseren Beobachtungen aus Europa stimmt überein, was Herr C. Rau über die Thongefäße der nordamerikanischen Indianer berichtet:[5])

„Eine der von den Indianern bei der Verfertigung größerer Töpfereiwaare angewandten Methoden bestand darin, daß sie Körbe von der Größe und Gestalt, die sie den Gefäßen geben wollten, aus Binsen oder Weiden flochten, und inwendig mit einer Thonlage von der erforderlichen Dicke bekleideten. Die Körbe wurden durch das Brennen zerstört und hinterließen auf der Außenseite der Gefäße Eindrücke, welche dem

Korbgeflechte entsprachen und gewissermaßen die Stelle absichtlich angebrachter Verzierungen vertraten. Mit diesem Verfahren waren die Töpfer am Cahokia-Creek ebenfalls bekannt, denn einige der von mir gefundenen Trümmer ihrer irdenen Waare lassen die erwähnten Eindrücke wahrnehmen. Der Thon der auf diese Weise hergestellten Gefäße ist — — — mit Sand (oder gestoßenem Gestein von quarziger Beschaffenheit) gemengt; er ist gut gebrannt und (auch innen? J. R.) von gelblichem oder röthlichem Aussehen, welches blos der Wirkung des Feuers zuzuschreiben ist, da bei der erwähnten Art der Herstellung der Farbenüberzug ganz fehlt."

Auch die asiatischen und afrikanischen Urvölker scheinen dieser Methode der Keramik sich bedient zu haben. Semper bildet in seinem mehrfach erwähnten Werke Opfergeschirre der alten asiatischen Culturvölker und der Egypter ab, welche nicht nur die Gestalt, sondern auch das wohlausgeführte äußere Ornament eines Korbes zeigen und wir wissen, wie sich die urältesten Gewohnheiten und Gebräuche überall vor Allem im religiösen Cultus erhalten haben.

Die Geschirre der Neger Centralafrikas, wie der alten japanischen Muschelesser zeigen ganz analoge, künstlich hergestellte Ornamente der Flechtform, wie wir sie an unseren alten Geschirrresten fortgeschrittener Technik als Erinnerung an die einst geübte primitive keramische Methode finden.

Auf der ganzen weiten Erde bei den durch fast unermeßliche Räume getrennten Völkern der verschiedensten Rassen ist also der ursprüngliche Zusammenhang der Flechtornamente mit den Ornamenten der Keramik der, daß ein rechtes Geschirr, nach der ursprünglichen Technik hergestellt, diese Ornamente als Ausdruck des primitiven technischen Verfahrens selbst an sich tragen mußte. Der conservative Schönheitssinn der Menschheit behielt dann diese einst unfreiwilligen Verschönerungen der

Außenfläche der Geschirre bei, als schon längst eine neue Technik aufgekommen war.

Die Töpferscheibe bringt bekanntlich auch eine Reihe selbstständiger Ornamente, die ebenfalls dem technischen Verfahren entstammen, hervor. Doch wäre es falsch, zu glauben, daß die regelmäßigen Horizontallinien, welche zum Theil ornamental das moderne Geschirr umkreisen, lediglich sich auf die Anwendung der Töpferscheibe zurückführen lassen. Wie gesagt, stammt in der Keramik das Horizontalband zwischen senkrechten Linien direct von der Flechtformtechnik nnd ich habe Beispiele, wo an flachen Geschirren die Flechtrichtung wenn nicht ganz, so doch fast ausschließlich, in der Horizontalen verläuft. Auch noch einige andere, der Töpferscheibe vorausgehende technische keramische Verfahren bedingen Horizontalstreifung. Neben der Flechtform wurde auch das Ausdrücken des Geschirrs durch einen kugelförmigen Stein geübt, den man in der durch ihn gebildeten Topfhöhle drehend bewegte, mit und ohne gleichzeitige Verwendung einer äußeren festen Form. Ein anderes der Erfindung der Drehscheibe noch mehr sich annäherndes Verfahren ist das Ausdrehen schüsselförmiger Gefäßbäuche mittelst eines Satzes scheibenförmiger Druckformen von verschiedener Größe. Hierbei bildeten sich namentlich nach innen leicht vorspringende Horizontallinien, welche sich den durch die Drehscheibe erzeugten sehr ähnlich erweisen können.

Was den Anthropologen hiebei am meisten interessirt, ist das intellectuelle Princip der Ornamentation:

Das alte stylgerechte keramische Ornament ist der in den Linien veredelte Ausdruck der primitiven Fabrikationstechnik.

Das Ornament geht sonach schon in jener uralten Zeit, mit welcher wir uns hier beschäftigen, intellectuell aus dem Principe hervor, welches Semper so klar hervorhebt, aus dem Principe: aus der Noth — oder wie Semper halb spaßend für einige

textile Ornamente bemerkt — aus der Nath — eine Tugend zu machen.

Ich kann hier nicht in das nähere Detail der uns sich aufdrängenden Fragen eintreten, nur das gestatten Sie mir noch zu bemerken, daß auch der zwischen Hals und Gefäßbauch liegende, meist mit einem „Strickmuster" ornamentirte Ringwulst, welcher kaum einem der ältesten bauchigen Geschirre mit verengertem Halse fehlt, aus der primitiven Fabrikationstechnik sich mit Nothwendigkeit ergiebt. Meist wurde die Flechtform nur für den Gefäßbauch selbst hergestellt. Nachdem sie mit Thon ausgekleidet und dieser innen geglättet war, wurde der engere meist senkrecht aufsteigende Hals vollkommen aus freier Hand modellirt. Es mußte, um die Ansatzstelle zu verstärken, hier eine Verdickung angewendet werden, welche man, sie dem Flechtmodell anpassend, als Flechtring ornamentirte. Analog, wenn auch wieder anders motivirt, entwickelt sich auch der Ringwulst zwischen Flachboden und ansteigender Gefäßwand aus primitiven technischen Gründen nämlich durch Druck gegen die Unterlage, wenn das Geschirr ohne eine feste Form hergestellt wurde.

Dieses: „aus der Noth eine Tugend machen," führt in der ältesten Keramik noch zu einer anderen Methode der Ornamentation:

Regelmäßig, eurhythmisch sich wiederholende Unregelmäßigkeiten und Fehler der technischen Herstellung werden zum Ornament:

Die alte Töpferei verfuhr hier bei der Erfindung dieser Art von Ornament, wie ein Kind, welches, nachdem es von seinem viereckigen Lebkuchen eine Ecke abgebissen und dessen Form dadurch in seinen Augen verunziert hat, nun durch Abbeißen auch der übrigen Ecken seinem Symmetrie- und Schönheitsbedürfniß Genüge thut. Ein zufälliger Fingereindruck in die noch plastisch formbare Topfwand erscheint als Fehler, wenn aber solche rundliche schüsselförmige Eindrücke oder wohl auch rinnenartige Vertiefungen in regel-

mäßigem Abstand von einander etwa kranzförmig den Gefäßbauch umkreisen, so haben wir ein geschmackvolles Ornament. Die ältesten Geschirre zeigen diese Fingerdruckornamente in verschiedener Ausbildung. Manche solche Fingereindrücke sind einfach rundschüsselförmig, bei anderen kommt eine neue Zierde hinzu, indem auch noch ein Abdruck des Fingernagelrandes beliebt wurde. Bei anderen Töpfen ist mit der Breite des Fingernagels der Thon flach aufwärts gedrückt, dadurch entsteht eine seichte längliche Vertiefung oben von einem rundlichen, gleichsam dachförmig vorspringenden Thonwülstchen gekrönt.

Es versteht sich von selbst, daß an Stelle der Finger und Fingernägel auch andere eben zur Hand liegende mehr oder weniger passende Gegenstände zur Herstellung solcher Druckornamente Verwendung fanden, nachdem nur einmal dieses Ornamentirungsprincip gefunden und beliebt geworden war.

Am häufigsten wurden von den Höhlenbewohnern die Ornamente mit Holzstäbchen eingedrückt oder ausgestochen. Ein Fortschritt tritt dadurch auf, daß Röhrchen — z. B. Schilf oder Röhrenknochen größerer Vögel — zum Eindrücken verwendet wurden, so entsteht ein geschmackvolles vertieftes Ringornament, aus dessen Mitte die plastische Masse sich perlenartig erhebt. Unter den Pfahlbauscherben z. B. des Starnberger See's finden wir schon wahre Stempel zur Herstellung dieser Druckornamente benützt. Es sind das die mit Linien ornamentirten Köpfe von starken Bronzenadeln, wie solche auch als Haarschmuck in jener Zeit tausendfältig im Gebrauche waren. Unter dem Kopf zeigen viele dieser Nadeln den eigentlichen Nadelschaft mit einer vertieften Spirallinie umgeben. Auch diese Spirallinien wurden vielfach auf den Geschirren abgedrückt.[6]) Meist umkreisen, schief gegen die Höhenrichtung gestellt, derartige Spiraleindrücke die größte Ausbauchung des Gefäßes. In der Form schließt sich dieses Ornament direkt an die alten längstbeliebten Flechtornamente: den Flechtring, den Strick an.

Wie wunderbar conservativ der Kunstgeschmack der Menschheit ist, sehen wir nicht nur an unserer beständigen Wiederholung der beliebten klassischen Ornamentalmotive. Wenn Sie an dem Verkaufslocale eines Töpfers vorübergehen und sich die modernsten Ornamentationsformen der für den täglichen Gebrauch bestimmten Geschirre betrachten, so stimmen dieselben bei uns der Mehrzahl nach noch vollkommen mit diesem ältesten Ornamentationsgeschmack überein. Flechtwerk, welches mit seinen einfachsten ornamentalen Motiven die Gefäße im Ganzen umgiebt, die Spiralmotive noch in der alten Stellung, die Fingereindrücke, theils bei roherer Waare, wie es scheint, wirklich noch nach der Urmethode der Höhlenmenschen hergestellt, oder es ist der Finger ersetzt durch Röhrenstempel oder andere Stempelformen.

Unser modernes Populär-Topfornament sowohl gemaltes als reliefartig eingetieftes ist — abgesehen von gewissen Anklängen an klassische Ornamentation — noch identisch mit dem ältesten nachweisbaren Ornament, welches, wie wir sahen, größtentheils aus der Benützung der Flechtmodelle bei der Töpferei hervorging. Die Abdrücke des Flechtwerkes scheinen übrigens zum Theil auch bei der Conception der ersten Idee anderer Verzierungen durch Ein- und Abdrücke mitgespielt zu haben, z. B. bei jenem charakteristischen Ornament durch Spiraleindrücke mit Bronzenadeln, das sich bis heute — in den Formen etwas vergrößert — erhalten hat. —

Ich eile zum Schluß.

In der engsten Beziehung zu der textilen Kunst und zur Keramik steht in den ältesten Zeiten der Culturentwickelung Europa's auch die Baukunst. Die aus Zweigen und Aesten zwischen Pfählen geflochtenen Hürdenwände wurden entweder nur innen, so daß das Flechtwerk äußerlich sichtbar blieb, oder von beiden Seiten mit Lehm belegt. Das technische Verfahren bei der Herstellung eines Hauses und eines Topfes ist also principiell vollkommen das gleiche und wir können uns nicht wundern, wenn

auch die Ornamentirungsweise sich auf beiden, in der Folge so weit auseinandergehenden Gebieten, als im Principe verwandt erweist. Wir haben Reste alter Wohnungen gefunden — durch Brand hart gewordene und nun ebenso wie die Topfscherben fast unverwüstliche Lehmklumpen. Sie lassen auf das Deutlichste, wie die oben erwähnten alten Topfscherben, nur natürlich weit gröber, die Eindrücke des Flechtwerkes, welches ihnen einst als Halt diente, erkennen.

Aus unseren Betrachtungen ergiebt sich, daß wir uns die alten Höhlenbewohner des mittleren und westlichen Europa's nicht mehr als jene kaum vom Affen sich unterscheidenden Wilden denken dürfen, wie sie uns von einigen Vorkämpfern einer speculativen modernen Naturphilosophie geschildert wurden. Ihre angestaunte primitive Kunstentwickelung steht keineswegs vollkommen unmotivirt da, sie zeigt sich uns getragen durch Erfahrungen und Fortschritte in den textilen und keramischen Künsten, den beiden Mutterkünsten aller Ornamentik. —

Wir fühlen uns angeheimelt, wenn wir fern von der Heimath die Märchen und Geschichten erzählen hören, denen wir als Kinder am Winterabend lauschten. Bei jetzt weit sich unterscheidenden Völkern beweist uns die Gemeinsamkeit des Besitzes alter Sagen und Mären die Urgemeinschaft der Blutsabstammung.

Sollte es mit den alten Erinnerungen der Kunstübung anders sein? Müssen wir nicht zwischen uns und den alten Höhlenbewohnern und Renthierjägern, deren primitive Kulturreste wir aus dem Schutt der Jahrtausende ausgraben, deren Ornamentirungsformen wir aber heute noch als eine jetzt unverstandene Tradition treu festhalten und bewahren, ein Band geistiger ja vielleicht leiblicher Verwandtschaft vermuthen?

Schrecken Sie nicht ohne eine nähere Prüfung vor dem Gedanken an eine Descendenz, an eine leibliche Verwandtschaft mit den alten Höhlenbewohnern zurück. Wenn wir von dem

Volumen des Gehirns einen Rückschluß auf die geistigen Anlagen des Menschen wagen dürfen, so haben wir bis jetzt keine Ursache, dem alten in den Höhlen Oberfrankens hausenden Geschlecht hierin einen niedrigen Rang einzuräumen.

Bei den bahnbrechenden Untersuchungen, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich von Esper, Frischmann, Goldfuß in den großartigen fossilienreichen Höhlen angestellt wurden, welche Oberfranken zum Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Höhlenforschung in Europa gemacht haben, wurde unter den Resten fossiler Thiere neben anderen Menschenknochen auch ein wohlerhaltener Schädel gefunden. Wir hielten denselben lange für verloren. Jetzt berichtet uns Herr Boyd Dawkins,[7]) daß derselbe, wie so manches andere, unersetzliche wissenschaftliche Material, in's Ausland verschachert wurde. Der Schädel befindet sich im Museum zu Oxford, wohin ihn Buckland brachte, welcher 1816 die fränkischen Höhlen besuchte und durch die dort gewonnenen Erfahrungen angeregt, der Begründer der wissenschaftlichen Höhlenforschung für England wurde. Boyd Dawkins gibt eine Beschreibung dieses für die bayerische Urgeschichte hochwichtigen Schädels.[8]) Es ist ein richtiger, hoher Brachycephale, von einer Schädelform, wie ich sie noch heute unter der Bevölkerung jener und der angrenzenden altbayerischen Gegenden (z. B. Michelfeld bei Auerbach) ausgesprochen gefunden habe. Sein Umfang ist 547 mm. Nach meinen zahlreichen (über 1000) Bestimmungen des Schädelumfanges an ähnlich gestalteten brachycephalen Schädeln, beträgt der mittlere Schädelumfang unserer heutigen bayerischen Landbevölkerung nur 515 mm. Unser Höhlenschädel überragt sonach mit 547 mm dieses Mittel nicht unbeträchtlich. Ein Schädelumfang von 547 mm entspricht, nach meinen Messungen, einem Schädelinnenraum, d. h. Hirnvolum, von 1720 ccm,[9]) d. h. wir haben hier einen Schädel mit einer maximalen Hirnausbildung vor uns. Den mittleren

Schädelinhalt fand ich für moderne Bayern (Landbevölkerung) zu 1419, Welcker für „Sachsen" sogar nur zu 1374 ccm.

Wir stoßen hier auf jenes Verhältniß, auf welches Herr Virchow bei der Betrachtung der Pfahlbauschädel in seiner vielberufenen Rede bei der 50. Naturforscherversammlung 1877 zu München aufmerksam gemacht hat. Soweit die bisherigen Funde ein Urtheil gestatten, steht die Gehirnausbildung in jenen uralten vorhistorischen Perioden nicht etwa unter der mittleren Gehirnausbildung der gegenwärtigen Bewohner derselben Gegenden, sondern überragt dieselbe mehrfach.

Wir brauchten uns also nicht zu schämen, auch wenn wir uns als die direkten Nachkommen des Gailenreuther Troplodyten bekennen müßten.

Ueberhaupt vereinigen sich ja in der neueren Zeit so manche Ergebnisse der exacten Forschung, welche uns die europäischen Urmenschen nicht mehr als antochthone Wilde erscheinen lassen, sondern als Einwanderer, welche Cultur- und Kunsterinnerungen in die neuen unwirthlichen Sitze aus einer glücklicheren Urheimath mitgebracht haben.

Auch die prähistorische Keramik steuert ihr Scherflein bei, um diesen wichtigen Nachweis fester zu begründen. Und zwar sind es gerade jene scheinbar rohesten Geschirrtrümmer, welche den Beweis erbringen, daß sich die Töpfer jener weit entlegenen Zeiten, so mangelhaft ihre ohne die Hilfsmittel der Urheimath angefertigten Geschirre auch sein mögen, doch an eine relativ hochentwickelte Kunst der Töpferei erinnerten und deren allgemeinste Tradition bewahrten. Das beweist die mehr oder weniger sorgfältige aber unzweifelhaft absichtliche Einmischung von „Quarzstückchen" (und anderen kleinen Gesteinsfragmenten) in den verwendeten Lehm, die keineswegs, wie man bisher allgemein meinte, der Ausdruck besonders roher Herstellungsweise ist, sondern mit der Absicht geschah, die Töpfe durch diese

offenbar auf lange vorausgehender Erfahrung begründete Methode weniger leicht zerbrechlich zu machen.

Hören wir, was ein klassischer Zeuge, G. Semper in seinem grundlegenden Werke, „Der Stil", [10]) darüber von dem modernsten Standpunkt der Keramik aus bemerkt:

„Außer der Plasticität ist als Grundeigenschaft aller keramischen Stoffe erforderlich ihre Homogenität. Hier muß unterschieden werden zwischen der Homogenität der Theile und der Massen-Homogenität. Die erstere ist nicht immer nothwendig, ja meistens schädlich, so daß man sie mit Hilfe der entfettenden Stoffe und Cämente (Chamotten), die man der Paste beimischt, absichtlich vermeidet. Diese grobkörnigen, oft fremdartigen, feuerbeständigen Beimischungen der Paste heben die Homogenität der letzteren auf, aber in kontinuirlicher Weise und gleichmäßig; es entstehen Ruhepunkte in der Masse, die die Zerbrechlichkeit derselben nach ihrem Brennen und die Gefahr des Springens, sei es durch Temperaturwechsel oder durch Schock, vermindern, weil die gröberen Elemente, die in der Masse vertheilt sind, die regelmäßigen Schwingungen unterbrechen, welche den beginnenden Riß fortpflanzen, indem sie strahlenförmig die Masse durchfibern. Jene gröberen Bestandtheile vertreten denselben Dienst wie die Löcher, die man in Spiegelscheiben am Ende eines Risses bohrt, um ihn zu verhindern, weiter zu gehen."

Die feinste moderne Keramik bedient sich also desselben Mittels, wie jene vorgeschichtlichen europäischen „Wilden".

So eröffnen uns denn schließlich unsere heutigen Betrachtungen den Einblick in einen ungeahnt weiten Gesichtskreis.

Sie scheinen nach derselben Richtung zu deuten wie die nicht hoch genug zu schätzenden Funde unseres Schliemanns in dem uralten Culturboden Troja's und in den Heroengräbern des goldreichen Mykenes. Sie beweisen im Zusammenhalt mit den bis jetzt aus weitzerstreuten Fundorten vorliegenden anthropologisch-archäologischen Ergebnissen nicht allein einen geschichtlichen Zu-

sammenhang in der ältesten Culturentwicklung aller europäischen Völker arischer Sprache, sie schlagen auch die Brücke hinüber aus Europa zu den altberühmten Stätten asiatischer Cultur.

Anmerkungen.

1) Bericht der VII. allg. Versammlung der deutschen anthrop. Gesellschaft in Constanz. S. 117 und 164, Fig. 11. Hier auch die Abbildungen der übrigen erwähnten Objecte.

2) G. Semper. Der Stil. Bd. I. S. 79 ꝛc. Bd. II. S. 34, 35 ꝛc. ꝛc.

3) Clessin. Die Höhle bei Britannien in der Oberfalz. Ausland. 1878. Nr. 15. S. 290 ff.

4) Bd. II. S. 195 (1874).

5) Archiv für Anthropologie. Bd. III. 1686. S. 23.

6) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. I S. 59, Tafel XIII. Nr. 39 u. 40. Die entsprechenden Bronzenadeln. Tafel VII. Nr. 131, 286, 405.

7) Die Höhlen und die Urbewohner Europas. 1876 übersetzt von Dr. Spengel. S. 192, Anm. 1.

8) a. a. O. 162 und 189. Länge 172 mm, Breite 140, Höhe 140, Umfang 547, Längenbreitenindex 81,4.

9) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. II. S. 59. 58.

10) a. a. O. Bd. II. S. 122.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

samm
Völke
aus (

1
fellsch
bildun
2
35 ꝛc.
3
land.
4
5
6
S. 59
Tafel
7
Dr. S
8
140, 1
9
S. 59
1

aller europäischen
ie Brücke hinüber
ischer Cultur.

utschen anthrop. Ge-
Hier auch die Ab-

ꝛc. Bd. II. S. 34,

der Oberfalz. Aus-

. S. 23.
e Bayerns. Bd. I
enden Bronzenadeln.

1876 übersetzt von

, Breite 140, Höhe

e Bayerns. Bd. II.

bergerstr. 17 a.

Inches
Centimetres
TIFFEN® Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black